

Carolina Schutti

## **Nadjeschda**

**Eine Aufregung.** Meine Computerzeit ist aus, wir sitzen auf dem Sofa in der Besucherecke, in der nie Besucher sind.

Mark hört mir zu. Ein letztes Mal noch, ein vorletztes Mal, genau wissen wir es nicht. Was werde ich tun ohne ihn, werde ich verstummen, werde ich anfangen, mit mir selbst zu sprechen? Ich zwingen mich dazu, die Gelegenheit zu nützen, obwohl ich eigentlich nicht reden will, obwohl heute alles in einem Nebel versinkt und ich nicht einmal genau weiß, was ich tatsächlich erzähle und was nur in meinem Kopf ist, welche Tentakel der Geschichte sich um meinen Hals legen und welche sich nach meinem Gegenüber ausstrecken.

Mark zieht seine Jacke aus, legt sie neben sich, starrt auf den Boden. Ich kauere im Schneidersitz in der Ecke, knete meine Fußsohlen, schließe die Augen. Ich beginne mit dem alten Ölfass, das ist eine gute Geschichte, sie hat einen Anfang und ein Ende und sie verrät nichts über mich. Ich erzähle, wie ich in diesem Fass stehe, wie mich der Kran in die Höhe zieht, wie ich die Schrauben löse, den Windmesser, das Fähnchen, alle kleinen Rädchen und Stäbchen in meine Bauchtasche stecke. Wie das Fass hin und her schwankt, wie unten der Kranführer steht, die Fernbedienung in der Hand. Wie ich brüllen muss, damit er mich endlich wieder hinunterlässt: Dieser Mast ist fertig. Fertig!

Wie sie mich immer wieder in dieses Fass stecken, weil ich die schlanksten Finger habe und weil ich nie eine Schraube verliere, weil ich die Geeignetste für die feinen Arbeiten bin.

Ich will hobeln. Ich will lackieren.

Ich erzähle vom Wetterleuchten über dem See. Der Leuchtturm blinkt: neunzig Blitze pro Minute. Sturmwarnung. In der Ferne schäumen bereits die Wellen, die Halbinsel ist nicht mehr zu sehen, die Häuser nicht, die bei Schönwetter wie pastellfarbene Zündholzschachteln aneinandergedrängt einen perfekten Hintergrund abgeben für ein Foto mit Linienschiff, Raddampfer, Segeljacht. Jetzt ist der See leer. Und ich hänge an dem Kran, zitternd vor Kälte, unter mir das Hafenbecken, die Rampe aus grauem Beton.

Neunzig Blitze, neunzig!

Wir hören schon rechtzeitig auf.

Und weiter geht es, luftig in die Höhe, mein Magen dreht sich, alles schwankt, eine Schraubenmutter will sich nicht lösen, ich muss den Handschuh ausziehen, auch den zweiten, mit klammen Fingern drehe ich am Gewinde, das Fass schwankt, Regen setzt ein, ich habe keine Hand frei, mit der ich die Kapuze aufsetzen könnte, der Regen tropft auf den Scheitel, auf die Stirn, mein Nacken wird nass, die Schrauben vor allem, die Finger, es dauert eine Ewigkeit, bis ich den Windmesser in die Bauchtasche stecken kann. Unten steht jetzt ein Zweiter, sie rauchen, unterhalten sich, zwei schwarze Kapuzen, niemand sieht mir zu, ich muss hinunterrufen: Fertig!, hören sie mich nicht?, immer mit der Ruhe, kein Stress, der Kran bringt mich zum Nachbarboot, ein Windmesser noch, dann noch einer, dann klettere ich aus dem Ölfass, jemand muss es festhalten, damit es nicht kippt, ich verliere trotzdem das Gleichgewicht, schlage mit dem Kinn am Boden auf.

Sie wollen dir helfen, sagt Mark.

Das sagt er zum ersten Mal, und mein Mund wird schmal.

Ich fange irgendetwas Neues an, sagt Mark.

Ich nicke.

Du kannst dich in einen Bus setzen und irgendwo aussteigen. Keiner kennt dich. Du erlebst etwas, eine tolle Geschichte, ein Abenteuer.

Er zeigt mit dem Finger auf den schwarzen Bildschirm.

Will ich das? Will ich nicht. Muss ich mich rechtfertigen dafür, dass ich es hier ganz angenehm finde? Muss ich nicht. Ich presse meine Lippen aufeinander, bis sie schmerzen, und Mark fragt nicht weiter, legt mir wortlos seine Jacke auf den Schoß.

**Eine Erinnerung:** Die Welle rollt über mich hinweg, ich sehe den Asphalt wie durch ein Vergrößerungsglas, Steinchen an Steinchen, erstarrtes Bitumen, wer ist bescheuert, wer?, ein Tritt noch, noch einer, ein letzter. Ich weiche zurück, höre ein dumpfes Geräusch, ein

Knirschen, mein Rücken trifft auf einen Widerstand, ein Plakataufsteller kratzt über den Boden. Ich habe die Arme ausgebreitet, als wollte ich davonfliegen, doch etwas stimmt nicht, es sind die Hände, die ich zu Fäusten geballt habe, es sind die harten Fingernägel, die sich in meine Handflächen fressen, ohne dass der Schmerz mein Bewusstsein erreicht. Eine Erinnerung findet statt, ganz kurz, den Schmerzreiz ersetzend: Wie sie sich anfühlt, die Faust, in der Holzsplitter stecken. Rot, heiß, pulsierend. Wie es sich anhört, das Geräusch von krachendem Holz. Wie sie aussieht, die Flugbahn der von der Wand abprallenden Handsäge, die nur knapp das Gesicht verfehlt.

Einatmen, Ausatmen, das Herz beruhigt sich.

Das Bündel, an dem sich meine Wut entladen hat, liegt eingerollt auf dem Asphalt, und, den Rücken immer noch an den Plakataufsteller gedrückt, blicke ich hinauf zu den Fenstern, hinter denen sich nichts regt, die Scheiben spiegeln die Straßenlaternen, ein grünes Apothekenkreuz, das verwischte Rot einer Leuchtschrift. Nicht gekippt, fest geschlossen sind sie trotz der Schwüle, die sich in die Straßen drückt, die in die Kellereingänge kriecht, in die offenen Kragen der Nachtschwärmer.

**Eine Aufregung.** Ein Splitter. Winzig klein. So klein, dass ihn noch niemand gesehen hat. Ich sehe ihn, weil ich auf dem Besuchersofa sitze, weil ich ganz nach vorn an die Kante gerutscht bin, um meinen Kopf bequem auf die Rückenlehne legen zu können. Meine Beine sind gestreckt, v-förmig abgespreizt, ich trage eine weite Hose, ich trage Hausschuhe aus Gummi. Unter dem Hängeschrank, ganz hinten im Eck, glitzert es. Ein Fächer aus Regenbogenfarben erstrahlt an der Wand, kaum größer als ein Daumennagel. Außer mir ist keiner hier. Alles ruhig. Ich schaue einmal links, einmal rechts, noch einmal links, dann erhebe ich mich in einer schnellen Bewegung, knie mich ebenso schnell auf den Boden, taste unter dem Hängeschrank nach der Scherbe, bekomme sie zu fassen, nehme sie zwischen Zeigefinger und Daumen, lasse mich auf das Sofa fallen. Mein Herz rast. Als hätte ich etwas gestohlen. Als hätte ich etwas Verbotenes getan.

Ich lege den Splitter auf meine Handfläche. Er hat aufgehört zu glitzern, ich müsste die Hand tiefer halten, dahin, wo die Sonnenstrahlen sind. Um diese Zeit liegen sie flach auf dem Boden, ein Teich aus gelbem Licht breitet sich aus, er reicht bis zu meinen Knien.

Ohne Sonnenlicht ist die Scherbe silbriggrau. Sie hat die Form eines Tropfens, so, wie ihn Kinder zeichnen, unten rund und oben spitz.

Ich nehme sie zwischen die Finger, stelle den Spitz auf meine Handfläche. Die Scherbe ließe sich ohne Weiteres in die Haut bohren, darin versenken, vielleicht käme nicht einmal Blut, vielleicht trüge ich dann das Verbotene für immer unter der Haut, ein Glassplitter, der nur mir gehört, an dessen scharfen Kanten sich das Sonnenlicht gebrochen hat: rotgelbgrünblauviolett. Oder: rotorangegelbgrünblauviolett. Oder: rotorangegelbgrünblauindigoviolett. Oder rotorangegelbtürkisblaulila.

Ich drücke etwas fester. Ich mag diesen Schmerz nicht.

Ich werde die Scherbe in meiner Faust behalten. Ich werde nur mit der Gabel essen, ich werde den Nachtisch auslassen, um schneller fertig zu sein, um rasch in mein Zimmer zu können, ich werde Mark sagen, dass ich heute nicht komme, ich werde den ganzen Nachmittag lang nach einem Versteck suchen, nach einer nie geputzten Ritze, nach einer Vertiefung, nach einem losen Stück Furnier.

**Eine Erinnerung:** Ich höre meinen Atem, zu tief, zu laut, in kleinen Wellen und Stößen dringt er aus meinem Mund, mein Luftholen ein Zischen, und dann wieder die Stöße, einer, noch einer, noch einer, bis die Lunge leer ist, ein Stöhnen aus der Tiefe meines Leibes, wie von einem Tier, eines, noch eines, noch eines, das Stöhnen höre ich, aber ich merke nicht, dass ich spucke, dass mein Kinn nass ist von Speichel, dass der Speichel mit Blut vermengt ist, weil ich mir auf die Zunge gebissen habe, dass die Blutstropfen am Boden aus meiner Nase sind, einer, noch einer, noch einer, ein Sprühnebel entkommt mit dem wilden Schnaufen. Ich fühle einen weichen Widerstand am Fuß und eine heiße Welle überkommt mich, weil ich harten Widerstand will, weil meine Kraft nicht in der Weichheit versinken soll, sondern zu mir zurückkehren, und sei es als Geräusch, das an meine Ohren dringt, lauter als das Rauschen des Blutes, ein Krachen wie das Krachen alter Schuppenbretter, über die man mit dem Fahrrad fährt, bis sie unter dem Gewicht nachgeben, spröde außen und innen morsch. Ein Klopfen wie das Klopfen der Axt, die das Brennholz spaltet: Die Augen musste man zukneifen, weil man sich weigerte, eine Brille zu tragen, und weil man doch Angst davor hatte, eines Tages so auszusehen wie der Vater, dem ein Splitter durch die Iris gefahren war und alles Dreidimensionale dieser Welt

in sich zusammenfallen ließ wie ein Kartenhaus. Wie sollte ich einäugig Boote bauen, wie die Fluchtlinien prüfen, wie die Deckbohlen zuschneiden nach Augenmaß. Wie würde ich aussehen mit der alten, orange getönten Schibrille des Vaters, wenn jemand vorbeikäme. Bescheuert. Ich höre es, noch bevor man es ausspricht: Bescheuert, wie siehst du denn aus. Die Brille hing an der Schuppentür, die Axt fuhr durch das Holz, niemand kam vorbei, mit jedem Hieb rückte der Abend näher, der Samstag, der Sonntag, der Montag. Der Montag, der eine Duftspur in die Woche legte, mit Kaffee begann, mit Kartoffeln und gekochtem Kraut und Eintopf und Soße, je nachdem, heiß gemacht und in die Thermoskanne gefüllt, in die mit dem weiten Hals.

Dampfendes Wiesengras. Brackiges Wasser aus dem Bewässerungskanal. Seewasser. Entengrütze und Moos. Schwellenholz. Dann, plötzlich, als gäbe es eine unsichtbare Wand, Polyester, Lack, Metall. Genau hinter der Kurve, dreimal noch in die Pedale treten, dann wusste ich, jetzt gilt es. Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag:

Die Fluchtlinien prüfen, die Glätte des Lacks, die Ebenmäßigkeit der Fugen. Schraubchen versenken an Stellen, die niemand sieht, Messing polieren, das nach wenigen Tagen ohnehin wieder matt ist von Sonnencreme und Schweiß. Die polyesterverkrusteten Hände unter den Acetonspender halten, an der Haut reiben, bis sie rot ist und kalt.

**Eine Aufregung.** Kalter Strudel auf einem weißen Plastikteller. Eine Serviette, keine Gabel. Eine kleine Halbliter-PET-Flasche mit Multivitaminsaft. Kein Glas dazu. Ich bin im Bett so weit nach oben gerutscht, dass mein Gesicht im toten Winkel liegt, im Schutz des Nachtkästchens. Ich will nicht von oben herab angesehen werden, man muss erst um das freie Bett herumgehen und sich ans Fußende des meinen stellen, wenn man mit mir sprechen und mir dabei in die Augen sehen möchte.

In meinem Hals ist ein stumpfes Gefühl, vielleicht ist die Tablette in der Speiseröhre steckengeblieben, so etwas kommt vor. Einen Moment lang hatte ich gehofft, ich würde einen Kehlkopfkrampf erleiden wie Mark, aber nichts, nur ein Kratzen, ein Räuspern.

Trinken Sie noch einen Schluck.

Ich trinke.

Achten Sie auf Ihre Atmung.

Ich atme.

Ich warte, lauernd, aber nichts passiert, der Atem geht ruhig, ich folge ihm, spüre, wie er von der Nase erwärmt in den Rachen strömt, in den Bauch hinein, obwohl das natürlich völliger Unsinn ist, ich solle in den Bauch atmen, nicht in die Lungen, denn das führe zu Spannungen, welche sich schichtweise aufbauen würden, welche die Schultern höher werden ließen, welche die Oberarme elektrisieren und welche die Lendenwirbel verhärten würden. Ich atme in den Bauch. Bilde mir ein, wie die Luft in einer leeren Trommel kreist, einmal, zweimal, dreimal, erst dann lasse ich sie wieder frei.

Nichts, wenn ich die Hände zu Fäusten balle.

Wenn ich die Kiefer zusammenpresse, bis es knirscht.

Wenn ich leise, sodass mich keiner hört, zischende Fluchwörter ausstoße.

In mir bleibt alles ruhig.

Ich denke an die Scherbe, ich denke an meine geschlossene Faust.

Ich denke an Mark, der auf der Parkbank auf mich wartet.

Ich denke an den Lärm im Speisesaal, an das zerschellte Geschirr, an die Suppe: auf dem Tisch, auf dem Boden, auf den Stühlen, überall, an das Gekreische, an die eiligen Schritte, die harschen Kommandos, die eingeübten Griffe, an den kalten Fetzen auf meinem Gesicht, an die schmerzenden Schultern, an den Tritt auf die Scherbe, an das Erschrecken beim Gedanken daran, dass die Hausschuhe unter dem Tisch stehen, dass ich aus ihnen hinausgeschlüpft war, weil ich heimlich barfuß essen wollte, mit frei beweglichen Zehen, mit luftigen Fußsohlen, die Scherbe steckt in der Fußsohle, sie holen sie erst Stunden später heraus, ein Pflaster drauf und fertig, dabei sind Wunden, die nicht bluten, die gefährlichsten, und ich verlange nach Wundspray, nach Alkohol, nach irgendwas, meine Stimme so heiser, so matt, ich möchte das Pflaster selbst abziehen, die Pflegerin trägt Jod auf, reicht mir ein frisches Pflaster, sie lässt die ganze Zeit über die Tür offen und ich bemerke sehr wohl, dass sie Abstand von meinen Händen hält.

Ich rieche nach Gemüse, ich darf heute nicht ins Bad, man hat mir Waschlappen gegeben, einen Scherz dazu, über den ich nicht lachen kann.

Meine Wut ist wie ein Tier, das um mich herumschleicht und mir völlig unvermittelt in den Nacken springt.

Wie ein prall gefüllter Beutel, der, an eine Wand gedrückt, in Sekundenbruchteilen aufplatzt.

Wie ein Schlag auf den Hinterkopf.

Meine Beine sind lang wie Leitern, mein Körper quillt auf, füllt den Raum, von Wand zu Wand, vom Boden bis zur Decke, eine explodierende Kartusche, knallende Haut, wie kann sich die Haut so blähen, die Haut reißt nicht, die Haut ist prall, die Haut ist hart wie Stein, und auf einmal wird alles rot, von Wand zu Wand, vom Boden bis zur Decke, das Rot rinnt von den Wänden, es tropft mir in die Augen, nimmt mir die Sicht. Gischt überall, Blut spritzt aus meinen Fäusten, aus dem Weg!, weg hier, alle, alle, alle!, die Fäuste sind nicht wählerisch, sie nehmen Blumenvase, Suppentopf, die roten Füße treten nach den Tischen, die Haut beginnt zu brennen, die Gischt dringt aus allen Poren.

Der See kommt, legt sich nass über meinen Körper, ich spüre gerade noch, wie er an mir herunterrinnt, doch der See ist in Wahrheit das Meer, salzig, schmierig, dunkel, schwer, dem Meer kann ich wenig entgegensetzen, es überrollt mich, meine Füße sind Stelzen, auf einmal versinken sie im Schlick, mein Kopf schrumpft, ein harter, kleiner Stein, schmerzhaft, die Haut beginnt um meine Knochen zu flattern, Jetzt!, ein klares Kommando, Jetzt!, jemand hebt meine Haut auf und bindet sie an meinem Rücken zu einem festen Knoten.

**Eine Aufregung.** In einer Stunde so oft um die Welt, wie ich will. Ich sitze mit einem Angler im Boot, er wartet auf einen Monsterfisch, auf eine scharfzahnige Bestie, die ein am Ufer spielendes Kind mit sich in die Tiefe des Flusses gezogen hat. Im Hintergrund sehe ich dichtes Strauchwerk bis knapp zum Wasser hin, eine lehmige, kleine Bucht, gesäumt von Bäumen mit flachen Kronen, Holzhäuser mit Wellblechdächern. Einen bewölkten Himmel.

Der Angler trägt einen Klettergurt, ist mit Seilen an seinem Boot befestigt, erklärt, dass er es nicht wagen könne, auch die Angelrute festzumachen, denn die Kräfte des Fisches seien ungeheuerlich, könnten ihn, das Boot, seinen Helfer, der angespannt am Rudersitzt, ins Verderben reißen. Er zeigt den Köder, einen armlangen Wels, blickt um sich, als würde er nachdenken.

Die Kamera macht einen Schwenk, zeigt ein bisschen Landschaft, einen Anlegesteg in der Ferne. Schnitt: ein Benzinkanister, ein Fischernetz. Der Fischer erklärt, welchen Verdacht er habe, wie gefährlich es sei, hier, an dieser Stelle, im Fluss zu baden. Sollte es ihm gelingen, das Monster zu fangen, wäre die Gefahr zumindest eine Zeit lang gebannt, denn dass diese Art eine solche Größe erreiche, das sei selten, zumeist werde der Fisch noch im Jungfischstadium von den Menschen verspeist.

Das Bild wird unscharf, eine Überblendung, dramatische Musik, man sieht aufgewühltes Wasser, die Füße eines Kindes.

Meinen Sie nicht, dass jetzt genug ist?

Eine Stunde, ich habe eine Stunde.

Ich drehe mich nicht um, ich will die Bestie sehen, wer hat das Kind gefressen, wie groß ist so ein Maul, wie spitz sind solche Zähne.

Immer wieder spaziert jemand wie zufällig hinter mir vorbei, trägt eine Tasse Tee oder einen Kugelschreiber vor sich her, manchmal sind es zwei, die sich leise miteinander unterhalten, Belanglosigkeiten, Privates, Wetter, Verkehrsüberlastung, Geburtstagsfeier.

Die Kontrolle sieht:

Wasser, Fische, Eiswüsten.

Schneestürme, Skidoos, Jeeps.

Frachtschiffe, Postschiffe, Fernstraßen.

Einmal bleibt die Kontrolle in der Tür stehen, ich sehe es am Bildschirm, eine Reflexion, ein weißer Mantel und ein fliederfarbenedes Halstuch, verschränkte Arme, Schulter am Türstock. Der Bildschirm zeigt einen schwarzen Himmel, ein mächtiges Gewitter, Regen, schwere Tropfen, wie es sie bei uns nicht gibt, eine strohgedeckte Hütte aus Lehmziegeln. Ich bin in Afrika, seit Jahren hat es nicht mehr geregnet, und jetzt verwandelt sich der gesamte Landstrich in eine einzige schlammige Grube, in ein Netz von Bächen und Flüssen, in einen graubraunen, flachen, unermesslich riesigen See.

Insekten und Schlangen sind längst geflohen, die müde Stille ist einem wilden Tosen gewichen.

Die Kamera sucht im dunklen, schlammigen Wasser nach Fischen.



Wie können hier in der Wüste Fische sein.

Die Reflexion zeigt: Die Kontrolle ist noch da. Diese Lungenfische werden in ihren Träumen auftauchen, und wenn nicht in den Träumen, dann im Pausengespräch: wie eklig!, schleimige Fische, die aus den Wänden kriechen, eine Lehmhütte, die, völlig durchlöchert, völlig durchweicht, in sich zusammenfällt, dieser zuckende Schlammhaufen, Fischmäuler, Fischaugen, verkümmerte Flossen, wild um sich schlagende Schwänze.

Ich finde den Fisch nicht ekelhaft, er hat überlebt, zwei Jahre, drei, vier, ohne einen Tropfen Wasser, er steht auf Platz zwei der Tiere, die wahre Überlebenskünstler sind.

**Eine Aufregung.** Ein Tag noch, Mark hat das Formular bereits unterschrieben. Er zittert längst nicht mehr, er nimmt Tabletten gegen seine Maden, die aus den Wänden kriechen. Mein Insektizid, sagt er, es wirkt. Trotzdem kommt er mit, zum Abschied, wie er meint.

Ich sitze still, ich atme, ich selbst möchte nichts sagen, danke, und mit einem Kopfnicken gebe ich das Wort an den Sitznachbarn weiter, es ist Mark, der sagt etwas: du musst etwas sagen, wenn das hier ein Ende haben soll, aber ich will nichts sagen, genügt es denn nicht, wenn ich still dasitze, als wäre ich eingefroren, ich zucke nicht mit den Mundwinkeln, hebe nicht die Augenbrauen, ich habe gegrüßt, wie es sich gehört, guten Morgen, ich habe die Hand gegeben, nicht zu schlaff, nicht zu fest, ich nehme teil, die Teilnahme ist verpflichtend, es gibt unglaublich viele Menschen, die nicht reden, und Mark erwidert, dass ich doch die ganze Zeit irgendetwas erzählen würde, ohne Punkt und Beistrich, und ich atmete sogar an den falschen Stellen, nicht da, wo zwei Sätze aneinanderstießen, sondern da, wo mir die Luft ausgehe, oft mitten in einem Wort.

Ich rede nur mit dir, sage ich.

Ich stehe am Waschbecken, drücke mir ein kaltes, nasses Handtuch ins Gesicht, drücke mir die Kälte in die Poren, mehr davon, mehr, ich fülle eiskaltes Wasser in einen Becher, trinke, bis es schmerzt.

Ich denke an endlos lange Tage, an die Angst, vergessen worden zu sein.

Ich denke an berstendes Holz. An das Aufheulen der Säge.

An die Stille, als sie mitten im Flug zu laufen aufhörte, weil das Kabel zu kurz war, weil der Stecker aus der Steckdose gerissen wurde.

Ich denke an die Gartenschere in meinen Kinderhänden, an die zerschnittenen Nacktschnecken.

An die umgeworfenen Mülleimer vor den Eingängen der Nachbarn.

An das zerrissene Schulheft.

An einen umgestoßenen Milchbecher, in dem die Spur verschwindet.

**Eine Aufregung.** Ich habe geträumt, dass ich in einem Erdloch sitze. Der Himmel ist ein kleiner blauer Kreis. Ich weiß nicht, ob ich mich verstecke oder in eine Falle gegangen bin, der Boden ist mit weichen Fellen ausgekleidet, ich scheine auf etwas zu warten. Ich höre aus der Ferne ein leises Klacken, Metall auf Metall, ich kann das Geräusch nicht einordnen, es wiederholt sich auch nicht, stattdessen eine Stimme: Meinen Sie nicht, dass jetzt genug ist?